

Ulrich Bräker (1735-1798): Vom Lebenskampf eines Kleinbauern und Rebellen

Prof. Dr. Mario Andreotti

Sehr geehrter Herr Dr. Altherr,
Liebe Zuschauerinnen und Zuschauer,

Wer vom Toggenburg und seiner Geschichte hört, denkt in erster Linie an den Reformator Ulrich Zwingli, der nach dem damals noch gültigen Julianischen Kalender am 1. Januar 1484 in Wildhaus geboren wurde. Dass rund 250 Jahre später ein anderer Mann von einmaliger Bedeutung im Toggenburg lebte, ist vielen nicht mehr bekannt. Ulrich Bräker hiess der Mann, der sich selber als «Armen Mann im Tockenburg» bezeichnet hat. Und in der Tat verfügte er, ganz anders als ein Zwingli, über keinerlei politischen Einfluss, gehörte er auch nicht zu den führenden geistigen Köpfen seiner Zeit. Vielmehr war er ein Mann aus dem damaligen breiten Volk, der als Kleinbauer und Garnhausierer auf der Hochsteig ob Wattwil ein kleines Bauerngut mit wenig Vieh bewirtschaftete und dabei mehr schlecht als recht lebte.

Doch warum sprechen wir von diesem Mann, der, zumindest vordergründig, zu seiner Zeit gesellschaftlich und politisch unbedeutend war? Um auf diese Frage eine einigermaßen plausible Antwort geben zu können, müssen wir einen Blick zurück in die Zeitgeschichte, ins Toggenburg des 18. Jahrhunderts werfen. Das 18. Jahrhundert war bekanntlich das Jahrhundert der Aufklärung, galt als das «Zeitalter der Vernunft». Nun war aber die Aufklärung keine geistesgeschichtlich einheitliche Epoche, sondern eine Zeit der Gegensätze und Widersprüche. In ihr blühte nicht nur der Rationalismus, sondern auch dessen Gegenbewegungen, vor allem im religiösen Bereich. Es ist eine Ironie der Geschichte, dass das 18. Jahrhundert, eben das sogenannte «Zeitalter der Vernunft», gleichzeitig die hohe Zeit des protestantischen Pietismus war, eine vor allem von Philipp Jakob Spener im 17. Jahrhundert ausgehende religiöse Erneuerungsbewegung, die ein verinnerlichtes Frömmigkeitsleben und werktätigen Glaubenseifer forderte.

Geschätzte Zuschauerinnen und Zuschauer, was hat das alles mit Ulrich Bräker zu tun? Sehr viel würde ich meinen, denn in seiner Person überkreuzen sich gleichsam aufklärerisches Denken und pietistische Tradition. Vergessen wir nicht, dass sich der Pietismus vor allem in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gerade im reformierten Toggenburg, auch wenn diese

Landschaft zu Bräkers Lebenszeit zur Fürstabtei St. Gallen gehörte, beträchtlich ausgebreitet hat. Schon den fünfjährigen Ulrich nahm die Grossmutter mit zu den religiösen Zusammenkünften der Frommen; in die «Stunde», wie es bei den Pietisten hiess. Die hier empfangenen Eindrücke sind in allen Schriften Bräkers spürbar, formten seine von kirchlicher und theologischer Dogmatik weitgehend unabhängige Frömmigkeit. Nicht alles verstand das Kind, doch die Rede vom Weltende prägte sich ein und die Worte von der Verantwortung, die jeder Einzelne vor Gott selbst für sein Tun trage. Ein unausweichlicher Zwang ging davon aus, sich mit sich selbst zu befassen und auseinanderzusetzen - ein Zwang notabene, der für Bräkers weiteres Leben bestimmend werden sollte. Unter dem Einfluss des Pietismus, der im Toggenburg auch in der zweiten Jahrhunderthälfte immer noch lebendig war, las der junge Ulrich Bräker die Schriften der Madame Guyon oder die «Historie der Wiedergeborenen» und verwarf noch 1768 weltliche Bücher als unnützen Zeitvertreib und schädliche Ablenkung vom Wesentlichen. In seinen Tagebüchern finden sich neben Dialogen und Gesprächen immer auch religiöse Betrachtungen, in denen eine pietistisch geprägte, persönliche Gotteserfahrung anklingt.

Soweit, verehrte Zuschauerinnen und Zuschauer, ein paar Worte zur pietistischen Seite Ulrich Bräkers. Es gibt aber noch die andere, die aufklärerische Seite, die für das Verständnis von Bräkers historischer Bedeutung noch weit wichtiger ist. Auch wenn das 18. Jahrhundert als das Jahrhundert der Aufklärung galt, sollte es doch noch sehr lange dauern, bis aufklärerisches Gedankengut in der breiten Bevölkerung Anklang fand. Es war eine der ganz seltenen Ausnahmen, dass ein kleiner Bauer und Garnhausierer, der in seinem Dorf auch noch recht abgeschlossen von den geistigen Auseinandersetzungen seiner Zeit lebte, sich mit den neuen, eben aufklärerischen Auffassungen anfreundete. Schon in den 1770er Jahren begann Ulrich Bräker der Aufforderung Immanuel Kants «Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!» zu folgen - lange bevor der Königsberger Philosoph sie aussprach.

Im Toggenburg - man höre und staune - entstand schon 1767 eine der für die Zeit der Aufklärung so typischen gemeinnützigen Gesellschaften, die sogenannte «Reformierte Toggenburgische Moralische Gesellschaft», in Lichtensteig gegründet, die sich dem neuen, aufklärerischen Denken verpflichtet wusste. Am 22. Juni 1776 wurde Ulrich Bräker auf die Fürsprache des Wattwiler Pfarrers Martin Imhof, der später sein Förderer wurde, und gegen den Widerstand einiger «vornehmer» Herren, in diese Gesellschaft aufgenommen. Das verschaffte ihm

Selbstvertrauen und neue Zuversicht und vor allem den Zugang zu einer vorzüglichen Bibliothek, isolierte ihn aber auch von seiner kleinbäuerlichen Umgebung. «Meine Nachbarn, und andre alte Freunde und Bekannten, kurz Meinesgleichen, sahen mich, wo ich stuhnd und gieng, überzwerch an. Hie hörte ich ein höhnisches Gezisch; dort erblickt' ich ein verachtendes Lächeln», heisst es in Bräkers «Lebensgeschichte des Armen Mannes im Tockenburg». Mit dem Beitritt zur «Toggenburgischen Moralischen Gesellschaft» und seinem immer offener zutage tretenden Interesse an der geistigen Auseinandersetzung geriet Bräker in eine Art intellektuelles Niemandsland. Der Welt seiner Herkunft und seiner Familie entfremdete er sich Andererseits gehörte er trotz gelegentlicher Kontakte mit dem Verleger Johann Heinrich Füssli, dem Pfarrer Johann Caspar Lavater, mit Hans Caspar Hirzel, dem Stadtarzt, Schriftsteller und Grossrat, und anderen Exponenten des geistigen Zürich auch nicht zur Schicht der städtischen Geistlichen und Gelehrten, die wiederum als einzige Adressaten seiner Werke in Frage kamen.

Hauptanstoss zu Bräkers Wandlung, zur Loslösung von seinem alten Denken war nicht seine Mitgliedschaft in der Toggenburgischen Moralischen Gesellschaft, sondern vielmehr seine Wissbegier, sein zunehmender Bildungsdrang, der ihn früh mit der Welt der Bücher in Kontakt brachte. Ulrich Bräker wurde zum unersättlichen, ja geradezu manischen Leser, stets in der Hoffnung, in den Büchern «etwas zu finden, das auf meinen Zustand passte», wie er einmal offen bekennt. Gryphius und Cervantes, von den Neueren Wieland, Rousseau, Goethe und Salomon Gessner liessen ihn seine eigene Situation schärfer sehen. Dazu gesellte sich Shakespeare als Bräkers grösstes Vorbild, dessen Dramen ihm Anlass zu einer Abhandlung waren, die an Originalität auch heute noch einmalig dasteht in der Sekundärliteratur über den grossen englischen Dramatiker.

Zum Lesen kam das Schreiben, das sich Bräker selber beibrachte. Angesichts der Tatsache, dass selbst Schulmeister oftmals nicht lesen und schreiben konnten, war das schon eine beachtliche Leistung. Von einer fast unstillbaren Schreiblust, ja Schreibsucht getrieben, vergewisserte er sich seiner Individualität und reflektierte über Anlass und Vorgang des Schreibens, das ihm unentbehrliches Lebenselixier und zu gewissen Zeiten sogar Lebensersatz, Entschädigung für Entbehrungen und Zurücksetzungen, Kompensation von Defiziten und Trost in den Fährnissen des Ehealltags war. Ähnlich wie ein Adalbert Stifter mit der Putzmacherin Amalie Mohaupt eine freudlose Ehe geführt hat, litt Ulrich Bräker unter der Ehe mit Salome Ambühl. Mit ihrer

egozentrischen Art, stets Herr und Meister zu spielen, wie er einmal schreibt, machte sie ihm das Leben zur Pein. Alles was er liebte, war ihr zuwider, stattdessen wollte sie ihren Mann ganz nach ihrem Bild formen. Sie, die weder das Lesen noch das Schreiben beherrschte, konnte kein Verständnis für die Lese- und Schreiblust ihres Mannes aufbringen. Und woher sollte dieses Verständnis für seine seltsamen Interessen denn kommen, wo doch auch alle Nachbarn sich an dessen Lese- und Schreibhang stiessen? Schliesslich mussten sieben Kinder versorgt werden, und das in einer Zeit, in der für die unteren sozialen Schichten materielle Sorgen das einzig Sichere waren. Von Schlägen in seiner Ehe, in der er nun einmal der Schwächere war, berichtet Bräker nichts, wohl aber von eigenen Wünschen, seinen «Hofmeister» zu züchtigen oder einfach davonzulaufen. Aus ganzem Herzen wird sein Wunsch gekommen sein, wenigstens in einem künftigen Leben möge er von seiner Frau verschont bleiben. Das drückt er auch in einem Gebet aus, das sich in einem Schreiben an seinen Sohn findet: «Bester Vater, so Bräker, in deinem Hause sind viele Wohnungen; also hast Du gewiss auch mir ein stilles Winkelgen bestimmt. Auch meinem Weibe ordne ein artiges - nur nicht zu nahe bey dem meinigen.»

Bräkers Lese- und Schreibsucht muss nicht zuletzt vor dem Hintergrund seiner ehelichen Tragödie - anders kann man es nicht nennen - gesehen werden. So entstehen denn seine Tagebücher, die 1768 beginnen und bis wenige Tage vor seinem Tod 1798 reichen. Sie bilden den Kern von Bräkers schriftstellerischem Werk. Wann immer seine Tagegeschäfte ihm etwas Zeit liessen, oft nachts oder auf Reisen, setzte er seine Aufzeichnungen kontinuierlich fort, wenn auch unterschiedlich in Umfang und Aussagekraft. Auf diese Weise kamen über 4'000 Manuskriptseiten zusammen.

Bräkers Tagebücher sind nicht nur unschätzbare Zeugnisse eines eigenwilligen Autodidakten; sie vermitteln auch authentische Einblicke in die Lebensumstände einer sonst literaturfernen Sozialschicht. Die Gebildeten empfanden es als unschicklich, in ihren Romanen und Abhandlungen von den Misshelligkeiten des alltäglichen Lebens zu sprechen, und der einfache Mann schrieb nicht. Bräker war da eine seltene Ausnahme. Mit seinen Tagebüchern ermöglichte er den Einblick in das alltägliche häusliche Leben einer ländlichen Familie während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Liebe Zuschauerinnen und Zuschauer, wem der Schriftsteller und Autodidakt Ulrich Bräker heute noch ein Begriff ist, der kennt ihn vor allem von seiner Autobiographie mit dem

bezeichnenden Titel «Lebensgeschichte und natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg», die 1789 beim renommierten Verleger Heinrich Füssli, dem Mitbesitzer und späteren Inhaber des Orell Füssli Verlags, in Zürich erschienen ist. Sie schildert, ähnlich wie die Tagebücher, geschlossen und präzise die Ereignisse eines kleinbäuerlichen Lebens, das durch den Wandel zur Heimindustrie, so dass die Landwirtschaft zur Nebensache wurde, eine ganz neue Richtung nahm. Bräker ist nicht der erste Angehörige der ländlichen Unterschicht, der eine Autobiographie im modernen Sinn, d.h. ohne primär religiöse Zielsetzung, verfasste, wohl aber vermutlich der erste, der für ein städtisch-bürgerliches Publikum schrieb, ohne selbst zu dieser Schicht zu gehören. Was sein «Büchel», wie er seine Lebensgeschichte nennt, einzigartig macht, ist die Verbindung von «innerer» und «äusserer» Biographie: Seelenschau und Reflexion über Sinn und Zweck seiner Existenz einerseits und andererseits genaue Informationen über die Sorgen und Nöte eines Kleinbauern, der sich als Salpetersieder, Weber und Garnhändler mühsam genug einen Zusatzverdienst zu verschaffen sucht. Obwohl im Hintergrund pietistische Introspektion, also eine Form der Selbstbeobachtung, anklingt und Bräker verschiedene Autobiographien bereits kannte, kann sein Werk durchaus als eigenständig gelten. Er verstand seine Lebensgeschichte ebenso sehr als Selbstvergewisserung und Rechenschaftsbericht wie auch als literarisches Projekt. Sie gab ihm ein wenig mehr Selbstbewusstsein; und beim Anblick des schönen Honorars stand selbst seiner Frau der Mund still. Geld ist die Sprache, die nicht nur sie, sondern das ganze Dorf verstand. Uns heutigen Lesern mag es ein Schmunzeln abringen, wenn Bräker ausdrücklich darum bat, das Honorar möge ihm in Gegenwart «meiner lieben Xanthipe» überbracht werden, da diese sonst alles nur für Betrug halten würde. Alles in allem lässt sich sagen, dass Ulrich Bräker mit seiner Lebensgeschichte, für die er ein Honorar von vierzig neuen Talern erhielt, ein erstes Mal in seinem Leben recht gut verdient hat.

Aus Abenteuerlust und Leichtsinn liess sich der junge Ulrich Bräker - er war kaum zwanzig Jahre alt - in Schaffhausen von einem preussischen Werbeoffizier übertölpeln und zum Rekruten pressen. In der Berliner Garnison lernte er den menschenverachtenden Drill der friderizianischen Armee kennen und wenig später die blutige Realität des Siebenjährigen Krieges von 1756 bis 1763, den sich die beiden angeblich aufgeklärten Herrscher der Epoche lieferten: Friedrich II. von Preussen, der feinsinnige Musiker und Verehrer Voltaires, der sich zu Vernunft, Toleranz, Recht und Moral bekannte und schon zu Lebzeiten den Beinamen «der Grosse»

bekam, und die österreichische Kaiserin Maria Theresia, welche die Folter abschaffte und die Todesstrafe beschränkte. Der Kampf um Schlesien kostete einer halben Million Soldaten das Leben; es waren zum grossen Teil ausländische Söldner oder wie Bräker zum Kriegsdienst Gezwungene oder Verführte. Im blutigen Gemetzel der Schlacht bei Lobositz in Böhmen am 1. Oktober 1756 wurde Bräker Zeuge der Greuelthaten. Was er mit dem Blick des naiven Beobachters registrierte, bringt die Diskrepanz zwischen aufklärerischer Gesinnung und machtpolitischer Praxis schärfer zum Ausdruck als jede theoretische Reflexion. So finden sich in seiner Autobiographie über die Schlacht etwa Sätze wie die folgenden: «Preussen und Österreicher lagen überall durcheinander; und wo sich einer von diesen noch regte, wurde er mit dem Kolben vor den Kopf geschlagen oder ihm ein Bajonett durch den Leib gestossen.» Und rund vierzig Jahre später, ein Jahr vor seinem Tod, schreibt Bräker in seinem Tagebuch: «Das Militär mordet freylich nach Menschengesetzen Mitbrüder, die sie nie beleidigt haben, um ein Bagatel Sold oder von Tyrannen gezwungen - auch freywillig um die Hab- und Ehrsucht eines einzigen - oder mehreren morden sich Brüder zu Milliarden - o Menschheit entsetze dich.»

Verehrte Zuschauerinnen und Zuschauer, das sind erstaunlich moderne Sätze: Bräkers Auflehnung gegen Krieg und Gewalt, gegen sinnloses Töten im Namen und auf Geheiss eines ehrsüchtigen Herrschers. Und das in einer Epoche, in welcher der Krieg noch als Kampf für eine gerechte Sache, ja im Grunde als etwas Gottgegebenes betrachtet wurde. Man wird unweigerlich an Bertolt Brechts Einstellung zum Krieg, etwa an sein Gedicht «Fragen eines lesenden Arbeiters», und in unseren Tagen sogar an den brutalen Angriffskrieg in der Ukraine erinnert, der auch im Namen eines grössenwahnsinnigen Herrschers geführt wird. Nirgendwo in Bräkers Autobiographie sind die Schilderungen eindringlicher und intensiver als in seinen Berichten von der preussischen Militärzeit. Man hört den Taktschritt der zum Glied einer Maschinerie Gepressten, spürt wie wenig der einzelne Mensch wert und alles höherem Machtstreben untergeordnet ist.

Doch Ulrich Bräker liess es nicht bei der Ächtung des Krieges bewenden. Er zog daraus vielmehr die Konsequenzen und desertierte aus dem Heer des grossen Friedrich. Und dies, obwohl die Desertion im 18. Jahrhundert als wenig ehrenhaft galt. Ehe Bräker sich erinnerte, wie er die Linien der vorrückenden Grenadiere bei Lobositz verliess, um sich dem Kriegsdienst zu entziehen und zu den Österreichern zu desertieren, entfuhr ihm das Wort, das er damals vielleicht

kaum gedacht haben mag und in dem doch so etwas wie eine frühe Forderung nach Menschenrechten lag, wie sie dann erst 1789 von der französischen Nationalversammlung erklärt wurden. Eine erstaunliche Unabhängigkeit widersetzte sich hier der scheinbar so festgefügtten Ordnung. Denn Bräker erklärte mit einem gewissen Trotz, ja eigentlich voller Stolz: «Was gehen mich eure Kriege an!». Der «verkaufte Hund», der er eben noch gewesen war, wollte nichts mehr mit der Geschichte der grossen Welt zu tun haben, die für Unterdrückung, Armut, Kriege, ja noch für die Unwissenheit von Hunderttausenden verantwortlich war. Seine Haltung der Verweigerung und Flucht war letztlich nichts weniger als eine gewaltige Rebellion gegen eine Weltgeschichte, die über den kleinen, geschundenen Menschen hinweggeht.

Ulrich Bräker ist durch seine Militärzeit und den Krieg erwachsen geworden. Bei ihm hat sich ein Pazifismus geformt, wie er sich bei einfachen, von ihrer Hände Arbeit lebenden Menschen findet, die man noch nicht mit nationalistischen Trugbildern hat verblenden können. Seinen Hass auf den Krieg behielt er zeitlebens bei, der in dem schlichten Wissen gründete, dass sich auf dem Schlachtfeld nur in Schussweite entfernt Standes- und Leidensgenossen befinden, deren Sorge allein dem täglichen Brot gilt und die mit den Zielen und Absichten ihrer Oberen wenig gemein haben. Eine Haltung, verehrte Hörerinnen und Hörer, die man sich gerade heute von den Beteiligten eines neuen, brutalen Angriffskrieges wünschen würde.

Froh, dem preussischen Militärgefängnis entronnen zu sein, kam Bräker auf abenteuerlichen Wegen, über Prag und Regensburg, am 26. Oktober 1756 in seiner toggenburgischen Heimat an. Dort starb er am 11. September 1798, nachdem er schon vier Wochen seiner zunehmenden körperlichen Schwäche wegen nicht mehr hatte schreiben können. Noch am Todestag wurde er, entgegen aller Gewohnheit, in Wattwil beerdigt. Damit ging ein Leben zu Ende, das mit seiner materiellen Not und der ständigen sozialen Unsicherheit typisch war für das Dasein grosser Teile der ländlichen Bevölkerung im Ancien Régime der Schweiz. Es war aber auch ein Leben, das der Welt des Lesens und Schreibens gehörte, das sich für die Philosophie der Aufklärer, für Goethes «Werther» und für die Dramen Shakespeares begeisterte. Dadurch löste sich Bräker aus der Schicht seiner sozialen Herkunft, wurde er als einfacher Garnhändler gerade mit seinem Eintreten für die Freiheit des Denkens und für Menschenwürde zu einem der Vordenker einer ganzen Epoche. «Die Welt ist mir zu eng. Da schaff ich mir denn eine neue in meinem

Kopf», notierte er, der nur ein paar Wochen jeweils im Winter die Dorfschule in Krinau besuchen konnte, in seinem 4000 Seiten umfassenden Tagebuch.

Ich möchte meinen Vortrag nicht schliessen, ohne nochmals Ulrich Bräkers zentrale Leistung erwähnt zu haben: In seinen Tagebüchern und seiner «Lebensgeschichte» tritt die ganze ungeschminkte triste Wirklichkeit der sozialen Unterschichten, welche die zeitgenössische Literatur entweder ausgespart oder idealistisch verbrämt hatte, noch authentischer als beim frühen Jeremias Gotthelf in unser Blickfeld. Mit dem aufgeklärten Pietisten Bräker kommt ein Mensch aus einer Volksschicht zu Wort, von der es sonst keine eigenen Aufzeichnungen aus dieser Zeit gibt. Darin sehe ich seine bleibende Bedeutung. In Wattwil gibt es die «Näppisueli-Strasse» zur Erinnerung an Bräkers Geburtsort «Näppis» bei Scheftenu. So bleibt das Andenken an den bekanntesten Wattwiler Schriftsteller auch bei der breiten Bevölkerung in seiner Heimat lebendig und für uns Germanisten ist er längst ein unersetzbarer Teil der deutschen Literaturgeschichte. Liebe Zuschauerinnen und Zuschauer, ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Mario Andreotti, Prof. Dr., geb. 1947, ist Literaturwissenschaftler und war unter anderem als Lehrbeauftragter für Sprach- und Literaturwissenschaft an der Universität St. Gallen tätig. Er wirkt heute noch als Fachreferent in der Fortbildung der Lehrkräfte an höheren Schulen und leitet Literaturseminare. Daneben ist er Mitglied der Jury für den Bodensee-Literaturpreis und für den Ravicini-Preis für Arbeiten auf dem Gebiet der Trivilliteratur in Solothurn sowie Buchautor. Sein Standardwerk *Die Struktur der modernen Literatur. Neue Formen und Techniken des Schreibens* (UTB/Haupt Verlag Bern) liegt seit Mitte Februar 2022 in 6., stark erweiterter und aktualisierter Auflage vor.